

Ilse Aichinger Subtexte

„Gestatten!“, sagte unlängst eine Frau, die hinter mir gestanden war, gab mir einen leichten Stoß, stieg in die Straßenbahn, und die Tür schloss sich. Das war kein Unglück, ich hatte keine Eile. Aber das Wort „gestatten“ fiel mir am gleichen Abend wieder ein, und ich bedenke es auch seither immer wieder, wenn ich die Stadt und das Land bedenke, in dem ich geboren und aufgewachsen bin, in extremen Zeiten und unter zum Teil extremen Umständen. Es fällt mir vor allem dann wieder ein, wenn ich mich meiner Großmutter erinnere, die ich zuletzt in einem offenen Viehwagen sah, als sie über eine der vielen Kanalbrücken Wiens zum Nordwestbahnhof und von dort in ein Vernichtungslager gefahren wurde. Damals sagte niemand „Gestatten!“, aber man kann sich vorstellen, dass es „bei uns“, wie man hier gerne sagt, auch heute wieder möglich wäre, Brutalitäten jeder Art ein solches Wort voranzustellen. Das macht das Land hier unverwechselbar. Aber ich kenne diese Art von Unverwechselbarkeit, sie ist mir nicht fremd. Nicht nur deshalb möchte ich nicht in die Fremde, sondern will in der Fremde bleiben, die mörderisch, aber vertraut ist. In Wien.

Am 1. Januar 2005, nach Abschluss ihres Buches *Unglaubliche Reisen*, eröffnet Ilse Aichinger noch einmal ein Journal: wechselt die Zeitung, wechselt das Café und schreibt Woche für Woche an einem furiosen, poetisch erzählenden Essay.

Mit der Boulevardpresse und den Büchern des Philosophen E. M. Cioran auf dem Kaffeetisch, ist Aichinger der Definition von „Subtext“ auf der Spur. Mit größter Genauigkeit und funkenschlager Komik schreibt sie „vom Ende her und auf das Ende hin“ und entfaltet einen zusammenhängenden Zyklus, in dem das Blitzhafte des Denkens und der Erinnerung sich als lang nachrollender Donner entlädt.

Ilse Aichingers Subtexte sind eine Intervention gegen Verharmlosung und primitives Einverständnis. „Positiv denken ist das Gegenteil von Denken.“ Es ist ein *wildes* Buch, an dessen Schluss noch einmal – wie in der berühmten „Spiegelgeschichte“ – Ende und Anfang, Geburt und Tod, in eins fallen. Die Anarchie einer 85-jährigen großen Dichterin.

Ilse Aichinger, geb. am 1.11.1921, lebt als freie Schriftstellerin in Wien. Ihr Werk, vielfach ausgezeichnet, zählt zum Bedeutendsten der deutschen Nachkriegsliteratur.

In der Edition Korrespondenzen erschienen:

Kurzschlüsse, CD *Kurzschlüsse*, gelesen von Ilse Aichinger,

Der Wolf und die sieben jungen Geißlein, (Ilse Aichinger / Brüder Grimm)

Ilse Aichinger, *Subtexte*

Originalausgabe 80 Seiten, Hardcover, mit mit Lesebändchen

ISBN 3-902113-46-4 € 16,- / sfr 27,70

Pressespiegel

Subtexte

Ein neues Jahr! Es „beginnt fast zahnlos“, findet die 85-jährige Ilse Aichinger. Allerdings wird es „rasch gezähmt, wie die Wildschweine zu Hausschweinen“. Woche für Woche hat sie in kleinen Texten aus dem Wiener Kaffeehaus Jelinek diese widerspenstige Zähmung protokolliert. Stets in regem Zitatkontakt mit ihrem Geistesverwandten, dem anarchischen französischen Pessimisten Cioran, schreibt sie über Kellner (solche mit und solche ohne „Subtext“), über Szenen ihrer Kindheit, über ihren verstorbenen Sohn, den Schriftsteller Clemens Eich, und natürlich über Wien und seine besondere „Schattierung von Charme“. Einem Charme, der sich ganz in der Tradition österreichischer Todesverfallenheit vorzugsweise auf dem Friedhof entfaltet: „Am Ende steht naturgemäß nicht der Sinn, sondern das Bestattungsinstitut Perikles“.

Iris Radisch, Die Zeit, Jänner 2007

Keine Verharmlosungen

Aus dem Café: Ilse Aichinger in Subtexten und auf Fotografien

Im Grunde genommen müsste man sofort, besser heute Vormittag als heute Nachmittag, nach Wien fahren - um ihr nachträglich zum Geburtstag zu gratulieren: Am 1. November ist die österreichische Schriftstellerin Ilse Aichinger fünfundachtzig Jahre alt geworden. Vor allem aber sollte man hinfahren, um sie einmal (oder wieder) zu sehen. Zu ihrem Geburtstag ist ein berückender Band mit Fotografien erschienen, die meisten stammen von dem Fotografen Stefan Moses. Einige Fotos hat er einfach deswegen nicht machen können, weil Ilse Aichinger damals noch nicht die Ilse Aichinger war, die sie erst wurde, als ihr Roman „Die größere Hoffnung“ 1948 erschienen ist.

Ilse Aichinger, sagen wir es so: sie vertraut den sogenannten Selbstverständlichkeiten des Lebens nicht, die im Grunde genommen ja auch keine Selbstverständlichkeiten sind, sondern einem immer nur so vorkommen; wir nehmen sie auch gerne als Selbstverständlichkeiten, denn das erleichtert einem das Dahinexistieren. Ilse Aichinger ist in Wien groß geworden und lebt dort noch heute. Die Eltern haben sich nach nur wenigen Ehejahren scheiden lassen. Die Tochter war damals fünf Jahre alt. Ihre jüdische Mutter war Ärztin und verlor beim Einmarsch Hitlers in Österreich im Jahr 1938 sofort ihre Praxis. Ilse Aichingers musste sich in den vierziger Jahren von ihrer Großmutter verabschieden - die Großmutter hat in einen Zug einsteigen müssen und ist nicht mehr wiedergekommen, weil sie in einem nationalsozialistischen Vernichtungslager verschwunden ist.

Ilse Aichinger hat nur diesen einen Roman geschrieben; sie ist keine Romanschriftstellerin geworden, so wie der von ihr geschätzte österreichische Schriftsteller Thomas Bernhard, der einen Roman nach dem anderen geschrieben hat, ohne damit seine bornierten Mitmenschen und deren Lügen und Lebensheucheleien restlos erledigt haben zu können. Sie hat sich auf die kleine Form (Prosastücke, Gedichte, Hörspiele), auf den kleinen scharfen Schnitt durch die Leichenleinwand des Daseins konzentriert, so wie ihr Ehemann, der Schriftsteller Günter Eich, sich dem Schreiben von Hörspielen zugewandt hat - so wie sich der von ihr bewunderte, alle (falschen) Hoffnungen zerstückelnde

französische Philosoph E. M. Cioran auf die kleine Form (Essays) konzentriert und eben keine philosophiegeschichtlichen oder theoretischen Wälzer geschrieben hat wie zum Beispiel der Philosoph Hans Blumenberg.

Im Café Jelinek hat sie im letzten Jahr mit den Schriften von E. M. Cioran gegessen, und hier sind die Texte entstanden, die jetzt in dem Band „Subtexte“ gesammelt wurden, nachdem sie alle einmal in der Zeitung „Die Presse“ erschienen sind. Man müsste vielleicht besser sagen: Vom Café Jelinek aus sind diese Texte in die Welt vor dem Café abgeschossen worden, denn das Café Jelinek beziehungsweise ihr Tisch im Café Jelinek bezeichnet gleichsam einen festen Standpunkt fern vom allgemeinen Daseinskarussell, in dem nicht nur die Wiener Normalbürger, sondern alle Normalbürger sich selbst in (zuerst) Schwindel und (darauf) Bewusstlosigkeit verschleudern.

Wie man nicht nur in den kurzen Texten der Ilse Aichinger lesen, sondern eben auch auf den Fotos von Stefan Moses sehen kann (das sieht auf diesen wunderbaren Fotos gleichsam auch ein Blinder), passt für den ganzen geistigen und moralischen Habitus der Ilse Aichinger insbesondere ein Satz, den sie selbst in einem ihrer „Subtexte“ zitiert und der von Inge Scholl stammen soll. Der Satz ist eine Aufforderung, die man sich hinter die Ohren schreiben sollte, und lautet: „Nur keine Verharmlosungen mehr.“

Dieser Satz, stellt man sich vor, könnte wie ein kleines Namensschildchen aus Pappe vor der Schriftstellerin auf dem Cafétisch stehen und neugierige Dritte vom „Sichniedersitzen und Unsinnplaudern“ abhalten. Das Schildchen braucht es aber gar nicht, man sieht ja sofort diesen hochsympathischen Satz in ihren sehr sympathischen Gesichtszügen. Wer einerseits so unerbittlich wie Ilse Aichinger darauf besteht, dass man sich nichts vormachen (lassen) soll, der kann, der muss andererseits in berückend höherem, in einem ernsten Sinne sehr menschenfreundlich sein.

Ilse Aichinger macht keine Umwege, sie kennt wahrscheinlich gar keine. Peter Sloterdijk (dessen neues Buch „Zorn und Zeit“ fast durchgehend von den Kritikern gelobt worden ist) nennt sie „einen der größten Schwätzer“, einen „Wanderprediger, dessen auswechselbare Sprechblasen kein Ende nehmen“. Über die von den Medien durchgehend sehr gelobte Schauspielerin Julia Jentsch sagt sie: „Für den Anblick der Darstellerin von Sophie Scholl, der Banalität und absoluten Leere dieses Blicks, wären selbst die verblasensten Luftmasken noch zu dicht.“ Da kommt die Karawane für Sekunden ins Stolpern.

So ist das: Die Welt tritt frontal als Nachricht, Ereignis und Erinnerung ins Café an den Tisch, wo Ilse Aichinger sitzt, Kaffee trinkt, liest und wartet, und verlässt das Café und Ilse Aichinger im Profil. Die Schriftstellerin dreht die Welt einfach ins Profil, damit man besser erkennt, auf was das alles hinausläuft, was da eben großspurig, breitbeinig, selbstgerecht und wie unanfechtbar dahergekommen ist. Der Mensch soll sich nicht durch Faxen und Augenzwinkereien, durch schiefe Münder oder gerümpfte Nasen etwas vormachen lassen.

Es ist sehr schade, dass wir nicht wenigstens heute vormittag nach Wien gefahren sind, und so bleibt uns für den Rest des Tages nichts anderes mehr übrig, als immer wieder die Fotos anzusehen und dabei zu denken, dass es solche Menschen wie die Schriftstellerin und passionierte Kinogängerin Ilse Aichinger kaum noch gibt und kaum noch geben wird in unserer in den ungeheuerlichsten Verharmlosungen wild aufgeregten dahindämmernden Zeit.

Eberhard Rathgeb, FAZ, November 2006

Täglich 1 Cioran

Ilse Aichinger - in neuen Texten und in einem Bilderbuch

Eine Sammlung von Texten, die Ilse Aichinger im ersten Halbjahr 2005 in der Wiener Tageszeitung „Die Presse“ wöchentlich veröffentlicht hat, liegt nun unter dem Titel „Subtexte“ vor. Ein schmaler Band, aber explosiv. Es sind nicht die heute modischen Themen, die sie sich vornimmt. Sie nimmt sich überhaupt nichts vor. Sie stolpert. Über einen „aggressiven Sinnsucher“ oder einen philosophischen „Schwätzer“. Über einen dieser Hochglanz-Sätze, die uns täglich das Heil versprechen. Oder über eine Redensart, ahnungslos dahingesagt. „Gestatten!“, stößt sie einer beim Einsteigen in die Straßenbahn zur Seite.

So muss man ihr nicht kommen! Wenn Ilse Aichinger diesen österreichischen Charme auf dem Hintergrund der „extremen“ Zeiten und Umstände „bedenkt“, die sie in diesem Land erlebt hat, bleibt von ihm nicht mehr viel übrig. Genau genommen nur eine Frage: „Aber welche Welt hat ihn nötig?“ Die haben wir dann buchstäblich zu verantworten. Für Ilse Aichinger selber sind solche Erfahrungen gerade ein Grund, nicht in die Fremde zu gehen, sondern in der „mörderischen, aber vertrauten“ Fremde zu bleiben. Das heißt: in Wien.

Schwindelerregende Klarheit

Die schwindelerregende Klarheit, die von Ilse Aichingers „Subtexten“ ausgeht, rührt von der Geschwindigkeit und Schnörkellosigkeit, mit der sie von einem Satz zum andern durch alle Böden hindurch vom Banalen in den Abgrund stürzen. Aber noch im letzten Nebensatz blitzt es! Unschlagbar, mit welcher Sicherheit sie in ihren Texten herumstreunt und doch bei der Sache bleibt. Dies geht wohl nur, weil das Streunen selber ihre Sache ist. Und die Ziele uninteressant, weil gegeben und absehbar: immer der worst case. Kein Grund zur Aufregung für jemanden wie Ilse Aichinger, für die schon die Schöpfung eine Zumutung ist. Eher Grund zu jenem „amüsierten Ekel“ des rumänisch-französischen Philosophen E. M. Cioran, mit dessen finsternen Aphorismen Ilse Aichinger sich impft. Täglich 1 Cioran, und die heile Welt ist zur Kenntlichkeit entstellt.

Nur Bitterkeit gibt es bei Ilse Aichinger nicht. Die lässt sie in ihrem gnadenlosen Witz aufgehen: „Die Auffassungen der Völker über den leiblichen Sitz der Seele divergieren. Die über den Sitz des Papstes divergieren nicht.“ Böser und zugleich nonchalanter kann man gar nicht sein. Bissig, aber alles andere als verbissen. Ilse Aichingers Satiren („Kolumnen“ ist zu kurz gegriffen) sind von ebenso schockierender Nebensächlichlichkeit wie unwiderstehlicher Wesentlichkeit. Das rührt daher, dass sie immer privat schreibt, wenn sie politisch denkt. Und umgekehrt. In den „Subtexten“ gibt es für alles nur ein Gedächtnis: für die Deportation der Grossmutter ins Konzentrationslager Minsk, für die „Dioskuren“-Kellner im Café Jelinek, für die Häkelstunden im Institut Sacré-Cœur, für die Türken mit den Hammelkeulen im Garten von Grossgmain. Was als (ihren Texten schon immer eigene) Sprunghaftigkeit erscheinen mag, ist Ausdruck ihres durchlässigen Denkens. Ihrer Luzidität.

Gram in Grimm verwandeln

Gleichzeitig mit den „Subtexten“ ist ein Fotoband über Ilse Aichinger erschienen, den der Fotograf Stefan Moses zusammengestellt hat. Er nennt ihn ein „Bilderbuch“. Wenn jedoch jemand aus diesem Leben ein „Bilderbuch“-Leben zu machen versteht, dann allein Ilse Aichinger selber. Das Lachen, das sie auf allen Bildern hat, ist eines, das bei ihr noch als das berüchtigte vergangene seine subversive Kraft entfaltet. Überhaupt scheint eher sie auf diesen Bildern für das Licht gesorgt zu haben als die Fotografen. Unheimlich, welchen Raum um sich herum ihre Präsenz zu schaffen vermag. Raum für alle und alles, was auf dem Bild nicht zu sehen ist. Ungesagt bleibt. Raum für das, was sie in den „Subtexten“ den „Subtext einer Person“ nennt: die Unvollständigkeit, die sie der Banalität entzieht.

Das gelingt nur jemandem, der überall, wo er ist, fremd zu bleiben versteht. Nie sieht man Ilse Aichinger auf den Fotos in einer Pose oder Position. Keine Auftritte, Empfänge, Dichtertreffen. Umso öfter dafür mit der Familie: mit Mutter und Großmutter. Mit der Zwillingsschwester Helga vor allem - eine typisch Aichingersche Variante des Who's-who-Spiels. Dann aber auch mit den eigenen Kindern und Günter Eich, dem Ehemann. Ilse Aichinger ist ein Familienmensch. Aber dieser Fotoband will nichts festhalten. Kein Erinnerungsbuch. Eher ein „memento“.

Stefan Moses dokumentiert (manchmal leicht an der Grenze des Voyeuristischen schrammend, das schon) auch den Zerfall des Alters, an dem Aichinger in den „Subtexten“ keinen guten Faden lässt. Neigt doch gerade es zu Beschönigungen, zu „Häkeleien“ und „Laubsägearbeiten“ aller Art. Wenn man bei Ilse Aichinger aber etwas lernen kann (wenn man denn überhaupt etwas lernen kann), dann dies: Gram in Grimm zu verwandeln. Dazu müsste man allerdings erst begreifen, was sie begriffen hat: Unser Alltag ist gar nicht voller Absurditäten - er ist das Absurde selber!

Samuel Moser, NZZ, Jänner 2007

Positiv denken ist das Gegenteil von Denken

Unbeirrbar: Ilse Aichingers „Subtexte“ gegen Verharmlosung und voreiliges Einverständnis

„Subtexte“ titelt das Journal von Ilse Aichinger aus dem Jahr 2005, das jetzt in einem Wiener Verlag erschienen ist. Wie schon bei „Unglaubliche Reisen“ (S. Fischer) handelt es sich bei diesen Texten ursprünglich um Kolumnen, die für eine Zeitung geschrieben wurden. Kolumnen, wie man schnell hinzufügen will, nur der regelmäßigen Form ihrer erstmaligen Veröffentlichung nach, nicht aber, was man gewöhnlich unter Zeitungskolumnen versteht: ein mehr oder weniger gelungenes Assoziieren und Meinen, das als Fleißarbeit von Journalisten besorgt wird oder auch, wie in letzter Zeit vermehrt, von namhaften Bedeutungsträgern, Sportlern, Literaten, Kabarettisten und dergleichen mehr. Das sind dann weniger Subtexte, sondern Adnoten und Kommentare, die das Meinen kultivieren und in denen das Individuum auch einmal auf 50 Zeilen sein Gitarrensolo spielen darf, ehe die Marschmusik wieder einsetzt.

Wer Ilse Aichingers Literatur kennt, weiß, dass diese Autorin, als Ausnahmeerscheinung, für so etwas nicht zu haben ist. Ihr Werk besitzt, man möchte sagen: von der ersten Zeile an, eine große Souveränität und Resistenz gegenüber modischen Vorlieben. Stilsicher bleibt ihr Schreiben in jeder Zeile unvorhersehbar ohne dabei unverständlich zu werden, und das auch deshalb, weil eigenes Denken, das sich keinem Kalkül unterwirft, und eigene Sprache immer unvorhersehbar sind. Vielleicht ist das damit gemeint, wenn im Klappentext zu lesen ist, dass diese Texte eine „Intervention gegen Verharmlosung und primitives Einverständnis“ seien, und wenn von „einer Anarchie der heute 85-Jährigen“ die Rede ist. Anarchie freilich bedeutet hier nicht Aufstand, Revolte, sondern Resistenz und ein Bei-sich-Bleiben, nicht Entäußerung, sondern Distanz.

Diese Distanz aber ist nötig, um einen Subtext überhaupt zu erkennen. Aber was ist das überhaupt, ein Subtext? Ist er nur eine andere Lesart des Offensichtlichen oder ist er ein davon unabhängiger, vom Offensichtlichen verborgener und verdeckter Text? „Manchmal“, schreibt Ilse Aichinger, „überlege ich ein anderes Kaffeehaus, aber allein die Subtextfülle und der noch erstaunlichere Vorrat an Subtextlosigkeit geben dieser Eventualität keine Chance. Nur hier könnte ich herausfinden, wohin und wie weit Subtextlosigkeit und jede ihrer Schattierungen zuletzt und kurz vor zuletzt führen.“ So weit der Ausgangspunkt. Als Ort, konkret ist hier vom Café Jelinek in Wien-Gumpendorf die Rede, wo diese Texte entstehen. Hier forscht die Autorin mit der Boulevardpresse und den Büchern des

Philosophen E. M. Cioran auf dem Kaffeestauch, dem ‚Subtext‘ ihrer Zeitgenossen nach und deren Fähigkeit mit sich zu existieren. Was dabei herauskommt, ist andere ‚Zeitung‘, ist ein denkendes, waches Ich, das nicht meinen muss, um in der Welt, um ‚dabei‘ zu sein, ist ‚denkende Existenz‘, nicht bloß reflektierend, sondern spinnend, den Subtext schöpfend aus dem Vorhandenen, dem Erlebten wie dem Erinnerten; so entsteht eine Textur, die ihren Ausgangspunkt genauso gut in einem Satz von É. M. Cioran, einer zufälligen Begegnung oder den Eigenschaften der Sternzeichen, wie sie auf Zuckerpäckchen aufgedruckt sind, nehmen kann. Solche Texte atmen Freiheit, sind schonungslos, weil sie sich in keine Parteinarbeit einschreiben müssen. „Positiv denken ist das Gegenteil von Denken“, schreibt Aichinger und das ist - abgesehen davon, dass dieser Satz Schlagwortmentalität besitzt - vor allem gegen die Gerichtetheit des Denkens gesprochen, gegen das Sich-nicht-denken-Lassen, das Kalkül, gegen ein „so genanntes Denken“, messbare Gehirntätigkeit, die sich im Aufzählen und Erfassen und Nachahmen primitivster Kausalzusammenhänge erschöpft oder der so genannten „freien Assoziation“, die nie frei ist, sondern nur beliebig.

Wer sich denken lässt, kommt auch zu einer Sicherheit im Urteil, die durch bloße Reflektion nicht zu erreichen ist und die für den eifrigen Nach-Denker immer im Ruch der Pauschalisierung steht, etwa wenn Ilse Aichinger schreibt: „Einer der größten Schwätzer, der Philosoph Peter Sloterdijk, fliegt eigens nach Wien, nicht zu einem ‚künstlerischen Abendessen in der Gutzgasse‘ (Thomas Bernhard), aber zu einem ‚philosophischen Mittagstisch‘ beim österreichischen Bundeskanzler und seiner Ministerin, einer Handarbeitslehrerin, die immerhin erklärt, von Sloterdijks verbalen Sturzbächen kein Wort zu verstehen. So plappert der Wanderprediger Sloterdijk vor sich hin: ein Weltendeuter und Segen spendender Friseur, dessen auswechselbare Sprachblasen (seine dicken Bücher heißen auch ‚Blasen‘, ‚Sphären‘, ‚Globen‘) kein Ende nehmen.“

Solche Urteile, im Besonderen über so genannte „öffentliche Bedeutungsträger“, sind selten geworden, blättert man die Zeitungen durch, so muss man sagen, dass sie ganz verschwunden sind. Ob sie nicht mehr geschrieben oder nur nicht mehr gedruckt werden, bleibt unklar. Was Erfolg hat, wird bestätigt, ist sakrosankt. Ilse Aichingers Maßstäbe sind andere. Ihre Texte haben Gültigkeit weit über das Aktuelle hinaus. Wir haben es vor wenigen Tagen gesehen: „Auf den Titelblättern der Zeitungen die verfetteten Glücksbringer, hellrosa und geschwollen zu verängstigten Haustieren herabgewürdigt, den vierblättrigen Klee zwischen den Zähnen, die ihm noch nicht vergönnt sind: Das Jahr beginnt fast zahnlos und wird rasch gezähmt, wie die Wildschweine zu Hausschweinen und die Wölfe zu degenerierten Hunden.“

Alfred Goubran, Der Standard, Jänner 2007

Wider die Verharmlosung

Rechtzeitig zu ihrem heutigen 85. Geburtstag der österreichischen Schriftstellerin ist ihr virtuoser Band „Subtexte“ erschienen

Noch im vergangenen Jahrhundert schrieb einer, der es wissen musste: „Das typische Wiener Café, das in der ganzen Welt berühmt ist, habe ich immer gehasst, weil alles in ihm gegen mich ist. Andererseits fühlte ich mich jahrzehntlang, gerade im Bräunerhof, das immer ganz gegen mich gewesen ist (wie das Hawelka), wie zu Hause, wie im Cafe Museum, wie in anderen Kaffeehäusern von Wien.“

Der Schreiber hieß Thomas Bernhard, er hätte in diesem Jahr seinen 75. Geburtstag gefeiert. An seiner Stelle sitzt Ilse Aichinger im Kaffeehaus, nicht mehr im „Demel“, wo ihr Band „Unglaubliche Reisen“ (2005) entstand, sondern nur im Café Jelinek in Wien-Gumpendorf. Nicht von der Bernhardschen Hassliebe getrieben, vielmehr gelassen geht die Autorin die Dinge an, jedoch nicht minder gnadenlos.

Ein Ausschnitt einer der Assoziationsketten Aichingers sieht wie folgt aus: Der Text gibt ein Nestroy-Zitat wieder, das vergeblich die „herzigen Putzerln“ mit den „schiachen Erwachsenen“ in Einklang zu bringen versucht. Darauf folgt die Szene einer Podiumsdiskussion zum Thema Überalterung, zu Wort kommt Ex-Ministerin Marilies Flemming: „Unsere Gesellschaft ist nicht überaltert – versprechen sie mir, dieses Wort nie wieder in den Mund zu nehmen! -, wir leben halt länger. Ich bin einundsiebzig, aber wenn ich dem kleinen Niki über das Haar streiche...“ An dieser Stelle fährt Aichinger dazwischen und erklärt: „Positiv denken ist das Gegenteil von denken.“ Über den an Atemnot leidenden Papst gelangt die Autorin zu Sloterdijk („einer der größten Schwätzer“), konstatiert des Weiteren, dass es bei verdorbenem Magen so manch hilfreiches Mittel gibt, und hakt dann nach: „Aber gegen die Pest der Verharmlosung und des primitiven Einverständnisses?“

Wie Aichinger die Themen miteinander verbindet, ist virtuos. Als Fundament dient ihr die Boulevardpresse ebenso wie der rumänische Philosoph E.M. Cioran, aus dessen Werk sie zitiert. Ein Beispiel: „Kennen, das heißt, die Tragweite der Illusion zu erfassen.“

Was die Autorin dagegen nicht kennt: jegliche Form der Altersmilde. Mit messerscharfem Verstand schreibt sie in luzidem Furor gegen die „pauschale Hirnrissigkeit“ an. Und damit gegen die Verniedlichung der Existenz in einer Welt, der zu entkommen der Selbstmord ein respektables Mittel ist. Auf die Aussage hin, die Lyrikerin Marina Zwetajewa habe sich erhängt, klingen für die Autorin vier Wort nach: „Wie jeder vernünftige Mensch“. Und auf die Empfehlung einer Lesebriefschreiberin, man solle wieder alte Bräuche pflegen, assoziiert Aichinger den „Schuss in die Schläfe“. Es erstaunt also nicht, wenn einer der „Subtexte“ mit einem Zitat aus Thomas Bernhards „Ja“ endet – der Titel bezieht sich auf die Selbstverständlichkeit des Suizids.

Womit wir also wieder zurück im Kaffeehaus sind, beiden „Subtexten“, welche die Autorin auf eigene Art interpretiert beziehungsweise definiert. Diesbezüglich hat Ilse Aichinger weniger das Hintergründige und das Unausgesprochene der Texte im Blick, sie selbst ist auf der Suche nach dem Subtext von Personen. Nicht weniger interessant erscheint ihr der „erstaunliche Vorrat an Subtextlosigkeit“. Und sie kommt zum Schluss: „Nur hier könnte ich herausfinden, wohin und wie weit Subtextlosigkeit und jede ihrer Schattierungen zuletzt und kurz vor zuletzt führen.“

Gegen dieses Fehlen von Subtext – von Substanz? – wappnet sich die Autorin, indem sie neben Cioran insbesondere auf zwei weitere Gewährsleute baut: Günter Eich, mit dem sie von 1953 bis zu dessen Tod 1972 verheiratet war; und ihre Zwillingsschwester Helga, von der sie 1939, kurz vor Kriegsausbruch getrennt worden. Vom großen Dichter des 20. Jahrhunderts wird bald wieder zu lesen sein (am 1. Februar 2007 würde Eich hundert Jahre alt).

Von Helga Michie ist – ebenfalls termingerecht – der Band „Concord“ erschienen. Darin finden sich Gedichte und Bilder und auch eine CD mit einem Gespräch der Zwillingsschwestern.

Markus Bundi, Mitteldeutsche Zeitung, November 2006

Heilmittel

Ich lese Ilse Aichinger als Heilmittel gegen die Geschwätzigkeit. Bei ihr läuft alles Überflüssige, Verharmlosende, das täglich in unsere Ohren und Augen dröhnt, ins Leere. Das bedeutet nicht, dass sie sich nicht mit dem Alltäglichen befasst. Im Gegenteil. Sie geht täglich ins Kino und zum Schreiben ins Wiener Kaffeehaus Jelinek. Aber ihre Wahrnehmung der Welt hat immer auch einen Subtext; sie nimmt den rumänischen Philosophen Cioran zu Hilfe, der sagt: „Es ist das Schwerste in der Welt, sich in die Stimmgabel des Seins einzuschwingen und seinen Ton zu erwischen.“ Kein Zweifel, der 85-jährigen ist dies gelungen. „Subtexte“ ein Weihnachtsgeschenk? Eher eines, um sich selbst zu beschenken!

Erika Achermann, Tagblatt, Dezember 2006

Positivgedanke

Ilse Aichinger, die am 1. November ihren 85. Geburtstag feierte, ist eine Meisterin der Gewohnheitszertrümmerung: „Positiv denken ist das Gegenteil von Denken“, schreibt sie in der soeben publizierten neuen Wortstoffsammlung „Subtexte“. Der Band ist Ergebnis eines Journals, das die Autorin 2005 im „Spectrum“, der Sonntagsbeilage der „Presse“, eröffnete. Die in „Subtexte“ versammelten Kolumnen sind nun Abbild von Aichingers dramatischen, an der Philosophie E.M. Ciorans geschulten Denkspuren. Zeitgleich ist in der Edition Korrespondenzen der Band „Concord“ mit Gedichten und Bildern von Helga Michie, Aichingers Zwillingschwester, erschienen. „Concord“ liegt zudem eine CD bei, ein bereits 2001 erstmals ausgestrahltes Radiofeature der Ö1-Reihe „Hörbilder“, worin sich Katja Gasser gemeinsam mit Helga Michie auf radiofone Spurensuche begab. Für das minutöse Studium der beiden Büchlein sollte eigens ein Urlaubstag veranschlagt werden, für Hördokumentationen wie diese wurde die Repeat-Taste erfunden.

W.P., Profil, November 2006